

Die Neue Welt

Nr. 43

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Roman von G. Fries-Schwenzen.

(Fortsetzung.)

Sie unterhalten sich über Literatur und Kunst und kommen schließlich auf das Theater zu sprechen, das so traurig vernachlässigt werde. Agestin redet sich warm und spricht die Hoffnung aus, daß es den Bestrebungen der Jungen gelingen wird, andere und bessere Zustände herbeizuführen. Sie hört interessiert zu. Der schöne und kräftige junge Mann, in dem die urwüchsige Natur des Bergbewohners sich mit natürlicher angeborener Vornehmheit paart, zieht Frau Babbi an, sie findet ihn unwiderstehlich.

„Haben Sie keine Photographie von Ihrer Braut?“ fragt sie plötzlich.

Agestin greift nach seiner Brusttasche; er hat ein Bild von Magnhild, das ein unherreisender Photograph gelegentlich gemacht hat, aber sie sieht darauf so bäuerlich und so unworthhaft aus. Er bejammert sich und sagt nein.

„So geben Sie mir wenigstens eine Schilderung von ihr. Ist sie groß oder klein, blond oder dunkel? Was hat sie für Augen?“

„Blau; sie ist mittelgroß und schlank.“

„Dann ist sie wohl sehr hübsch?“

„Ja, ich finde sie sehr hübsch, aber sie ist ja nicht so — gewandt wie Sie, Magnhild ist ja ein Bauernmädchen.“

„O, ich schwärme für unsere norwegischen Bauernmädchen, sie haben so etwas Frisches, Unverdorbenes.“

„Ja, das ist wahr.“

„Und sie haben so schöne blaue Augen.“

„Ja.“

„Uebrigens liebe ich den Bauernstand; der norwegische Bauer hat ein poetisches Gemüth.“

Agestin schweig, er mußte an Knud Solhaug denken. — — —

Das große Publikum, dessen Geschmack sich wohl mit der Zeit beeinflussen und sogar gänzlich umgestalten läßt, hatte noch nicht Zeit gehabt, sich mit dem krassen Realismus der modernen Literatur zu befreunden. Wo die jungen Dichter übermüthig und kühn experimentirend in Zola's Spuren vorwärts stürmten, da folgte das Publikum nur langsam und widerstrebend; darum erschienen Agestin's „Novellen“ mitten in dieser Sintfluth von drastischen, naturalistischen Schilderungen wie eine Oase in der Wüste. Sie wurden eine Erholung für die Vielen, die sich Gewalt angethan hatten, um das, was sie bisher für roh und unästhetisch angesehen, jetzt plötzlich schön zu finden. Agestin's Buch fand reißenden Absatz, und schon vier Wochen nach dem Erscheinen war die erste Auflage ausverkauft und der Druck einer zweiten begonnen. Während dieser Zeit, ehe die zweite Auflage erschien und während kein Exemplar mehr zu haben war, wuchs die Nachfrage ungeheuer. Die Buchhändler waren ganz unglücklich,

täglich zehn bis zwölf Mal immer dasselbe Bedauern aussprechen zu müssen — der Druck sei noch nicht beendet. Sonderbarer Weise nahm die Nachfrage bedeutend ab, als die zweite Auflage fertig vorlag, und Agestin hatte nicht ohne Grund Frau Babbi in Verdacht, diese Reklame in Szene gesetzt zu haben. Als er ihr es auf den Kopf zusagte, lachte sie und machte kein Hehl daraus.

„Aber Sie dürfen nicht glauben, daß mein Interesse für das Buch sich ausschließlich auf die Zeit beschränkt, wo es nicht zu haben ist. Ich habe es persönlich zehn Mal in verschiedenen Buchhandlungen gekauft und verschenkt. Sämmtliche meiner Freunde und Verwandten bekommen in diesem Jahre nur Ihre „Novellen“ geschenkt. Zu Geburtstagen, zu Weihnachten, als Konfirmations- oder Pathegeschenk, einerlei, es giebt einfach nichts Anderes.“

Aber auch ohne diesen Liebesdienst wäre das Buch gegangen; es war noch nicht Weihnachten, als das dritte Tausend heraus kam.

Agestin ist der Held des Tages geworden; Louis Ammerthal ist entzückt von ihm und zahlt ihm freudig das eine Honorar nach dem andern aus. Agestin verdient viel Geld, seine Kollegen beneiden ihn, die Damen schwärmen ihn an, er wird in die reichen Kreise der Hauptstadt eingeführt. Die neue fröhliche Lebensweise gefällt ihm als Gegensatz zu dem dürftigen, in Noth und Entbehrung geführten Leben des unbekanntenen Stundenlehrers. Die Anerkennung der Kritik und des Publikums beglückt ihn, er fühlt, daß er etwas kann und etwas vorstellt, es befriedigt ihn, daß man ihn kennt, wenn er sich auf der Straße, im „Grand“ oder im Theater zeigt. Er genießt dieses Alles in dem glücklichen Bewußtsein, daß es der verdiente Lohn seiner Entbehrung und seiner Arbeit ist.

Bei Frau Babbi ist er ein fast täglicher Gast geworden. Sie ist ihm wie eine Schwester und mütterliche Freundin zugleich. Manchmal reden sie über Magnhild. Dann bekommt Frau Babbi's Gesicht eine eifrige Miene, die großen Augen werden noch größer und bleiben unverwandt auf Agestin geheftet, als ängstigten sie sich, durch einen abschweifenden Blick zu verrathen, was in der Tiefe der Seele sich rührt. Aber kaum ist der Freund fort, dann fallen die Schranken, die schönen Augen füllen sich mit Thränen, und der Dämon der Eifersucht reißt und zerrt an allen Herzensfibern des leidenschaftlichen Weibes. —

XVII.

Ein Jahr ist vergangen, seit Agestin's „Bauern-Novellen“ erschienen. Ihnen ist ein zweites Buch gefolgt, zwar nicht mit demselben glänzenden, aber

immerhin mit einem sehr guten Erfolg. Agestin ist wie früher ein fleißiger Gast in Danielsen's Haus.

„Glauben Sie, daß es Ihrer Braut Freude machen würde, Weihnachten hier in der Hauptstadt zu verbringen?“ fragte Frau Babbi eines schönen Tages.

Er sah sie überrascht an. „Gewiß glaube ich das, aber wo sollte sie wohnen?“

„Hier bei mir.“

Es durchzuckte ihn freudig. „Sie sind doch wirklich . . .“

„Die Güte selbst und so weiter.“ Sie wandte den Blick von ihm und fügte leise hinzu: „Vielleicht sind es nicht ausschließlich uneigennütige Motive, die mich dazu bewegen.“ So wie sie da stand, den Rücken gegen die Büchertische des Erkers gelehrt, befand ihr Gesicht sich im Schatten. Darum sah er auch nicht die furchtbare Aufregung, die ihre Lippen erbeben ließ.

„Wie so?“ fragte er harmlos.

„Weil ich mir selbst viel davon verspreche.“

Agestin wollte ihre Hand ergreifen. „Sie sind so gut . . . aber bedenken Sie auch, daß Magnhild so ganz anders erzogen ist. Befürchten Sie nicht, daß ihre Rede und ihre ganze Art und Weise Anstoß erregen könnte? Magnhild ist ein Bauernmädchen.“

„Gerade darum!“ antwortete Babbi und verließ das Zimmer.

Während Agestin die letzten Worte sprach, hatte er wohl bemerkt, daß sie aufgeregt war, und als sie so plötzlich das Zimmer verließ, that sie es zweifelsohne, weil sie ihre Aufregung nicht länger beherrschen konnte. Agestin blieb in einer Stimmung zurück, in welcher Dankbarkeit, Verwunderung und Zweifel mit einander rangen. Sollte die schöne, junge Frau etwas Anderes empfinden, als nur Freundschaft? Er hatte Thränen in ihren Augen gesehen! . . . Um so rührender war es, daß sie Magnhild einladen wollte. Er erhob sich und durchwanderte das Zimmer, blieb vor ihrem Bild, einem reizenden Pastell, stehen, dachte und stellte Vergleiche zwischen beiden Frauen an. In der Wirklichkeit war es nun doch nicht so, daß Magnhild durch ihr Wesen Anstoß erregen könnte. Sie hatte ein sehr feines und angenehmes Auftreten, aber das konnte Babbi nicht wissen. Jetzt meinte er, ihre rüthselhafte Bemerkung zu verstehen. „Gerade darum“ wollte sie Magnhild einladen — weil sie ein Bauernmädchen war, gerade darum wollte Babbi sie in ihr Haus aufnehmen, um ihr durch einen längeren Aufenthalt in der Hauptstadt Gelegenheit zu geben, jene bäuerischen Manieren abzulegen.

Schritte auf dem Korridor rissen Agestin aus

seinen Träumen. Es war Herr Danielsen, der sein Winterzeug aufhängte. Dann kam er in die Stube, roth im Gesicht und eifrig die Hände in einander reibend. „Du, es ist kalt! . . . Ah, sind Sie da, mein Lieber! . . . Ein echtes Pfloterwetter, was?“

„Ich siehe hier und bewundere das Portrait Ihrer Frau.“

„Ja, der Degerholm ist nicht so ganz ohne Talent! Hehe! Hat auch die große Goldene auf der letzten Ausstellung in München bekommen. . . . Nun, was meinen Sie, trinken wir einen Pfloter? . . .“

Aggestin zuckt die Schultern: „Wenn es sein muß!“

„Ja, zum Teufel, gewiß muß es sein! . . .“ Bald darauf ist der Pfloter serviert.

„Naschen Sie? — Hier ist eine Vock, die ich Ihnen sehr empfehlen kann.“ Sie nehmen Beide in schweren, aus Holz geschnittenen Armsesseln Platz.

„Au! Wie sind die Dinge hart und unbequem! Ich wollte, ich hätte hier bequeme englische Möbel, anstatt dieser norwegischen Imitationen. Es ist doch geradezu lächerlich, daß ich, der es mir leisten kann, bequeme Stühle zu haben, dazu genöthigt sein soll, in harten, unbequemen Holzsesseln zu sitzen, nur weil unsere Vorfahren es thaten, weil sie es nicht besser kannten.“

„Ich finde diese Einrichtung sehr stilvoll,“ sagte Aggestin und erhob sich, um einen Aschenbecher zu holen.

Herr Danielsen musterte ihn von oben bis unten, während unzählige Runzeln seine Stirn durchfurchten, und seine Mundwinkel sich zu einem ironischen Lächeln verzogen, das eigentlich mehr eine Grimasse zu nennen war. „Stilvoll! Ja, natürlich! Was meine Frau thut, ist Alles stilvoll, was denken Sie wohl? . . . Hat sie denn schon über ihren Lieblingsplan mit Ihnen geredet?“

„Ueber welchen Lieblingsplan?“

„Ihre Braut hierher einzuladen.“ — „Zawohl!“

„Nun, . . . was sagen Sie dazu?“

„Was soll ich sagen? . . . Ich bin gerührt von dieser Lebenswürdigkeit und würde mich ungeheurer freuen, wenn ich nur wüßte, daß Sie — ebenso darüber denken, wie Ihre Frau Gemahlin.“

Der Oheim sah seinen viel jüngeren Gast mit einem scharfen prüfenden Blick an. Und als hätte diese Untersuchung zu einem beruhigenden Resultat geführt, bemerkte er in monotoner, gleichmüthiger Weise: „Sie wissen ja — ich denke immer wie meine Frau.“

Darauf nahm er einen herzhaften Schluck aus seinem Glase. Aggestin erhob sich und wollte ihm die Hand schütteln, aber der Andere wehrte ab.

„Lassen Sie, lassen Sie! Wenn ich Ihnen wirklich damit einen Gefallen thun kann, sollte es mich freuen, ich weiß nur nicht . . .“ Er stockte, und es kam ein verlegener Ausdruck über sein rothes, aufgeblusenes Gesicht, aber zu gleicher Zeit ein gutmüthiger, ehrlicher Zug, der dem aufmerksamen Blick des Anderen nicht entging.

„Ja, — was meinen Sie?“ Der Großhändler that ein paar mächtige Züge aus seiner Zigarre.

„Ja, wenn Sie meinen, daß der Aufenthalt in meinem Hause auf Ihre Braut einen günstigen Einfluß haben wird. . . . Sehen Sie, es klingt vielleicht sonderbar, daß ich Ihnen das sage. Sie sind ja selbst Künstler, . . . aber ich will Sie wirklich nicht damit beleidigen . . . Sie scheinen mir aus einem festeren Stoff zu sein, als die anderen Herren Literaten . . . aber halten Sie den Umgang dieser Leute, die doch fast täglich hier verkehren, für günstig für ein junges Mädchen, das vom Lande zum ersten Mal nach der Hauptstadt kommt?“

Aggestin sah ihn überrascht an. „Aber, bester Herr Danielsen, darüber habe ich noch garnicht nachgedacht! Ragnhild ist kein Kind mehr, und sie besucht ja nicht diese Leute, sondern Ihre Frau Gemahlin, von der ich sehr viel halte. Ich bin überzeugt, daß sie einen günstigen Einfluß auf meine Braut ausüben wird, und daß sie Alles fern von ihr halten wird, was nachtheilig auf sie wirken könnte.“

„Gut, wenn Sie so gänzlich davon überzeugt sind, dann bin ich beruhigt, und es wird mir ein Vergnügen sein, Ihre Braut bei mir zu sehen,“ sagte der Großhändler und erhob sich, um ein zweites Glas zurecht zu machen.

„Sie scheinen von dem Verkehr nicht besonders erbaut zu sein, den Sie selbst gewählt haben.“

Herr Danielsen machte ein so entsetztes Gesicht, daß der Andere unwillkürlich lachen mußte.

„Habe ich mir den Verkehr selbst gewählt? Bitte, mein Herr, nehmen Sie die Worte wieder zurück! Nein, ich habe wohl manche Geschmacklosigkeit auf meinem Gewissen, aber von dieser spreche ich mich frei. . . . Früher waren es Maler.“ Er sagte dies mit einer besonderen Betonung und mit einem bitteren, glucksenden Lachen und zeigte dabei auf das Portrait seiner Frau. Dann ergriff er mit zitternder Hand sein Glas und leerte es bis auf den letzten Tropfen. „Von den Malern habe ich genug! . . .“

Aggestin glaubte zu bemerken, daß seine Zunge öfter anstieß.

„Meine Frau liebte es, sich malen zu lassen und auf der Ausstellung bewundert zu werden, wissen Sie . . . aber sie liebte es auch, sich von dem Maler . . .“

Herr Danielsen schwieg plötzlich und starrte finster vor sich hin. „Unsinn!“ entfuhr es ihm, „ich sehe hier und schwache. . . .“ Nach einer Pause fuhr er wieder fort: „So ist es auch mit den Herren Literaten. Meine Frau liebte es, sich andichten zu lassen, als Heldin in den Romanen zu figuriren. Aber auch im Uebrigen fühlt sie sich zu ihnen hingezogen . . . es ist eine Art Verwandtschaft, will ich Ihnen sagen . . . dasselbe, was die Künstler zu ihr zieht, das zieht sie wieder zu den Künstlern. . . .“

„Das klingt ja wie eine Moleculartheorie,“ sagte Aggestin mit einem Anflug von Spott.

Herr Danielsen richtete sich im Sessel auf und näherte sein Gesicht dem Anderen: „Wissen Sie auch, wie die Molecularkraft heißt?“ fragte er zynisch.

„Schönheit und . . . Sympathie . . . gemeinsame Interessen —“

„Und noch etwas Anderes, mein Lieber, etwas, das diese hypermoderne Dichtung in ihr verkörpert findet . . . ich sage nichts weiter. . . .“

„Nein, thun Sie das lieber nicht,“ erwiderte Aggestin und ergriff seinen Hut. „Wir haben bereits genug geredet. . . . das illustriert die leere Whiskyflasche da zur Genüge.“

Er verabschiedete sich und ging nach seiner Wohnung in der Universitätsstraße. — — —

Ende November bekam Ragnhild eine Einladung von Frau Danielsen, das Weihnachtsfest bei ihr zu verbringen.

Der Brief war mit einem langen und eingehenden Kommentar von Aggestin versehen, der ihr mit aller Macht zuredete. Ragnhild war so überrascht, daß sie garnicht wußte, was sie dazu sagen sollte. Die Frau, die sie einlud, war ihr ja ganz fremd. Zwar hatte Aggestin oft von ihr geschrieben. Seine begeisterte Schilderung ihrer Schönheit würde ihre Eifersucht erregt haben, wenn er nicht zugleich ihre herzensgute und ihre Tugend, ihren Geist und ihre hervorragende Bildung ebenso hoch gerühmt hätte. Der Umstand, daß ihr Hans ein Sammelplatz für so viele Künstler war, schien Ragnhild, die eine ebenso große Meinung von den Künstlern, wie von der Kunst hatte, eine Garantie für die geistige Höhe und den Sittensadel der schönen Gönnerin ihres Verlobten zu sein. Sie war schließlich dahin gekommen, eine Art höheres Wesen in ihr zu erblicken, das einmal zu sehen ein stiller, heimlicher Wunsch in ihr geworden war. Ihre Anschauungen hatten sich allmählig auch auf die Eltern übertragen, die durch die Lektüre von Aggestin's „Bauern-Novellen“ und in noch höherem Grade durch seinen unerwarteten Erfolg und die lobenden Kritiken zu einer günstigen Ansicht über sein Künstlerthum bekehrt worden waren. Veret Klöften, die anfangs durch die Fahrenflucht des Sohnes gänzlich niederbeugung war, hatte sich auch bald trösten lassen. Sie war glücklich über die Erfolge ihres Sohnes, dessen Namen sie mit Thränen des Mutterstolzes wiederholt durch die alte Hornbrille der längst verstorbenen Nandi Solhaug in den Zeitungsanschnitten, die der Sohn ihr schickte, zu buchstabiren Gelegenheit hatte. Als nun Frau Babbis Einladung an Ragnhild gelangte, war es ihnen allen fast, als ob die eine Wand des alten dunklen Wohnhauses auf Solhaug herangefallen wäre und sie

sich vor lauter Licht nicht zu retten wußten. Ragnhild's innigster Wunsch, nach der Hauptstadt zu kommen, geschürt von der heimlichen Furcht, daß ihr Verlobter ihr entfremdet werden könnte, war mit einem Mal aus der Ferne, wo er ihr als ein unerfüllbarer Traum gewinkt hatte, in den nahen Vordergrund als etwas Wirkliches, Greifbares gerückt. Sie hatte allerdings viele Bedenken dabei, die Einladung dieser schönen, reichen und vornehmen Dame anzunehmen. Die Furcht, in der glänzenden Umgebung einen allzu bäuerischen, ja vielleicht lächerlichen Eindruck zu machen, nahm mitunter Dimensionen an, gegen die sie sich kaum zu retten wußte. Aber auf der Hochschule, die Ragnhild seit anderthalb Jahren besuchte, war ihr Selbstbewußtsein gestärkt und ihr Wille gestählt worden. Sie überwand alle Bedenken und nahm die Einladung an.

In dem Flecken hatte sich eine in der Hauptstadt ausgebildete Damenschneiderin etablirt, ihr durfte man wohl Ragnhild's Ausrüstung anvertrauen.

Das waren anstrengende und aufregende Tage auf Solhaug.

„Du hast doch nicht vergessen, die neuen Kopftücher mit einzupacken?“ ruft Veret außer Athem. Sie ist in einem Athem aus der Waschküche die Treppe hinauf in Ragnhild's Stube gelaufen.

„Aber liebe Veret, Du weißt doch, daß man in der Hauptstadt keine Kopftücher gebraucht.“

„Ach so, das ist auch wahr.“ Mit diesen Worten zieht die gute Veret Klöften sich kopfschüttelnd zurück, um in den Plättraum zu gehen, wo Margit eifrig beschäftigt ist, die soeben angefertigten Hemden ohne Aermel zu plätten. Das durfte man Mari, die sonst im Plätten sehr geschickt war, doch nicht anvertrauen.

Unmittelbar darauf kommt Knud mit einem Paar derber wasserdichter Stiefel in der Hand: „Soeben bringt der Schuster diese Stiefel, Du willst doch nicht diese klodigen Dinger mitnehmen?“ fragt er hohnlachend. „In der Hauptstadt geht man in Lackschuhen, mein Kind!“

„Ach nein, die gehören ja zu meinem Sportkostüm!“ lacht Ragnhild. „In Kristiania läuft man viel auf Schneeschuhen, wie Du weißt.“

„Ganz richtig, das hatte ich vergessen,“ sagt Knud und zieht sich beruhigt zurück. —

Nach einer sehr eingehenden und gewissenhaften Ausrüstungsarbeit reiste Ragnhild endlich ab und kam einige Tage vor Weihnachten in Kristiania an.

Aggestin und Frau Babbis empfingen sie auf der Dampfeschiffbrücke. Es folgte eine verlegene Vorstellung, über welche die erfahrene Weltbame mit herzlichem Scherz hinwegzuhelfen suchte. . . . ein Gesumme, Schellengetöse, Schreien, Drängen und Puffen um Koffer, ein Kränzel von Dienstmännern . . . schließlich sah Ragnhild in einem Schlitten neben Frau Danielsen, sie wußte kaum, wie sie da hineingekommen war. Jetzt kam ein Mann mit ihrem Koffer, Aggestin bezahlte sowohl ihn, als den Kutscher. Wie war er sicher und männlich in seinem Auftreten, und wie kam sie sich klüßlich und albern vor ihm gegenüber. Jetzt flog der Schlitten mit ihr durch die Straßen. So sah also die Hauptstadt aus! Wie waren die Häuser groß, wie prachtvoll die Ladenfenster, und wie wimmelte es hier von Menschen! Sie fuhren durch Karl-Johan, durch die Universitätsstraße und durch mehrere andere Straßen, deren Namen sie wegen des Schellengetöses nicht verstand, und hielten schließlich vor einem hübschen Haus mit Garten. Ein sauberes Dienstmädchen öffnete ihr die Thür. Wie war es behaglich! Im Entrée und in der offenen Halle, überall geheizt! Das war etwas Anderes als der eiskalte Flur auf Solhaug. Jetzt wurde ihr das dicke Winterzeug abgenommen, ein Dienstmädchen zog ihr die Finsto* ab. Das war ihr noch nie im Leben passiert. Sie wurde ganz verlegen. Endlich stand sie in ihrem dunkelblauen Kleid, das blonde Haar von den Schläfen zurückgekämmt, mit blauen leuchtenden Augen und glühend vor Anstrengung und Erregung — frisch wie eine Gebirgsblume, wie Frau Babbis sagte, indem sie ihr die Wangen streichelte und sie von Herzen willkommen hieß.

* Lappländer Schuhe aus Rennthierfell, die Haarseite nach außen gekehrt.

Agestin berührte diese Szene, die scheinbar so herzlich und natürlich wie möglich war, äußerst angenehm. Er war gerührt durch das Wiedersehen mit Ragnhild, der er für immer sein Herz und seine Treue geschenkt hatte. Er bemerkte wohl auch Einiges an ihr, was etwas anders war, als bei den eleganten Städterinnen, aber das waren doch nur Bagatellen, die mit der Zeit geändert werden konnten. Es hatte für ihn etwas Mührendes, daß sie nun da stand, allein, so fremd, sie kam ihm vor wie eine Wildente in einem Ententeich. Ein starkes Glücksgefühl überkam ihn, daß diese Wildente ihm gehörte, daß sie aus dem heimathlichen Thal den weiten Weg über Berge und verschneite Schluchten ihm entgegengekommen war, ihm allein!

So war der Empfang, und nun folgten für die Beiden eine Reihe von Tagen voll des ungetriebenen Glücks. Frau Babbi war die lebenswürdigste Wirthin, und dem jungen Mädchen gegenüber trat sie zugleich als die ältere, uneigennütige und rathgebende Fremdin auf. Agestin verbrachte alle seine freie Zeit dort im Hause, begleitete Ragnhild täglich in die Stadt, zeigte ihr die Nationalgalerie und die Museen, besuchte mit ihr die Theater und die Konzerte, und war mit jedem Tag überraschter und erfreuter über die gesunde, freie Entwicklung, die ihr Geist und ihr Verstand während der langen Trennung von ihm genommen hatten. Frau Babbi zeigte ihr die großen Läden, besuchte mit ihr die Modemagazine und hielt kleine belehrende Vorträge über die Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden.

Ragnhild war eine gelehrige Schülerin; sie verehrte ihre schöne erfahrene Freundin, und es dauerte nicht lange, bis diese Verehrung sich zu einer fast abgöttischen Liebe entwickelte. Als Ragnhild vierzehn Tage bei ihr gewohnt hatte, sagten sie schon Du zu einander. Frau Babbi war nicht kleinlich, sie gab sich wirklich Mühe, ihre Rivalin durch jene vielen Anstöße und Toilettegeheimnisse, die einer Welt-dame zur Verfügung stehen, auf ihr eigenes Niveau zu heben. Sie frisirte sie höchst eigenhändig, sie wollte ihr auch das Haar vorn abschneiden und brennen, wie sie es mit dem eigenen that, aber dagegen wehrte Ragnhild sich energisch. Das Resultat wurde eine geschmackvolle Frisur, indem das Haar, in der Mitte gescheitelt, sich weich und wellig hinter die Schläfen legte, um auf dem Hinterkopf in einen großen, schweren Knoten zusammengebunden zu werden. Frau Babbi ließ ihr sogar von ihrer eigenen Schneiderin ein hübsches Straßkleid anfertigen, mit dem sie ihr ein Geschenk machte. Sie war also nicht kleinlich. Anstatt die ihr zur Verfügung stehenden Vortheile der Erfahrung und Kenntnisse in den Myriaden der Toilette eigenmüßig für sich zu behalten, reichte sie großmüthig der Rivalin ihre eigenen scharfgeschliffenen Waffen. Sie wollte siegen, aber sie wollte mit Ehren siegen.

Der Weihnachtsabend, dieses Fest, das Ragnhild so weit zurück, wie sie denken konnte, in derselben Stube auf Solthang mit den pietistischen Eltern mit Gesang und Andacht begangen hatte, wurde in Danielsens Haus mit Glanz gefeiert, aber das ausschließlich Weltliche der Feststimmung ließ sie doch trotz ihres vollen Liebesglücks eine gewisse Leere empfinden.

Acht Tage später war Ragnhild zu einem Ball eingeladen. Zu Hause, im Flecken, hatte sie einmal einen Ball mitgemacht, den die „Gesellschaft“ arrangirt hatte. Hier sah sie zum ersten Mal eine Dame in ausgeschnittenem Kleid, ein junges Mädchen aus Bergen, das beim Amtmann zum Besuch war. Alle die anderen Damen hatten, wie sie selbst, hohe Kleider an. Ein heißer Strauß ward nun ausgefochten über die Frage, ob Ragnhild bei dieser Gelegenheit ein ausgeschnittenes Kleid tragen sollte oder nicht. Agestin und Frau Babbi behaupteten Beide, daß es nicht anders ging, und sie behielten den Sieg, aber Ragnhild war so unglücklich zu Muth dabei, als hätte sie einen Theil ihres Selbst aufgegeben. Das Ballkleid wurde in aller Eile angefertigt, aber als Ragnhild ihr eigenes Bild in Frau Babbi's großem Toilettenpiegel sah, kam es ihr vor, als müsse es ein Blendwerk sein. War sie das wirklich, jenes in luftige Gaze gekleidete schöne Bild? —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die körperliche Pflege der Kinder.

Von Dr. Ernst Schneider.

Das Kind ist der Vater des Mannes,“ lehrt ein alter, bewährter und stets zu beherzigender Grundsatz. Er besagt, daß die Entwicklung und Erziehung des Kindes die Grundlage für die körperliche und geistige Gesundheit des Erwachsenen ist. Die Sorge um den jungen Weltbürger muß sogar beginnen, ehe er noch das Licht der Welt erblickt hat; sie soll die Hauptaufgabe der Frau während der Zeit ihrer Mutterhoffnung sein und deest sich mit der Pflege ihrer eigenen Gesundheit.

Freilich treten die Frauen oft unter recht ungünstigen Vorbedingungen in diesen wichtigsten Lebensabschnitt ein. In den bemittelten Klassen sind noch immer die Folgen unrichtiger Kleidung und die ganze, mehr auf den glänzenden Schein eleganten Damenthums, als auf das beschiedene Wesen gesunder Weiblichkeit gerichtete Erziehung schuld an der Schwächlichkeit, Zaghaftigkeit und Unbeholfenheit junger Mütter, während den Arbeiterinnen, namentlich den industriellen, ungeeignete schwere Körperarbeit, überlange Arbeitszeit, oft in ungefinden Räumen, mangelhafte Ernährung und nicht zu selten schlechte Wohnung die eigene Pflege und die des neugeborenen Wesens erschweren. Es ist ja längst bekannt, daß die gewerbliche Arbeit im Ganzen genommen dem weiblichen Geschlechte schädlicher als dem männlichen ist, was sich n. A. in dem im Allgemeinen etwas zurückgebliebenen Wachsthum der Fabrikmädchen zeigt. Um wieviel ungünstiger muß solche Beschäftigung für Frauen in dem an sich schon schonungsbedürftigen Zustand der Schwangerschaft sein! Thatsächlich sind auch bei Arbeiterinnen Frühgeburten häufig, besonders bei solchen in Kattun-druckereien und Webereien, die fortwährenden Erschütterungen ausgesetzt sind. Frauen in Betrieben, in denen Blei, Quecksilber oder Phosphor verarbeitet wird, sind am meisten gefährdet, zumal mit der Mutter auch das Kind vergiftet werden kann. Die gesetzlich angeordnete Befreiung von 4 bis 6 Wochen vor und nach der Niederkunft kann dann der Mutter eine ungeführte Entbindung und anreichende Erholung gewährleisten, geschweige ihr Zeit geben, um das Kind in seiner gefährlichsten Lebensperiode genügend zu überwachen.

Doch will ich einmal, um die wichtigsten Leitsätze entwickeln zu können, annehmen, daß die junge Frau zu dem Muttergeschäfte Zeit und Gelegenheit habe. Sie habe, nehme ich an, die Schwangerschaft bei mäßiger Beschäftigung, kräftiger, wenn auch einfacher, reizloser Kost, und mit ruhigem Gemüthe überstanden. Für ihre Aufgabe als Nahrungspensderin habe sie die Brüste vorbereitet, indem sie regelmäßig sie anfangs mit kaltem, abgekochtem Wasser, zuletzt mit Spiritus gewaschen und die Warzen hervorgezogen hat; manche ziehen Rothwein zur Waschung vor, aber Wasser thut's auch. Die schwere Stunde sei vorüber, das junge Wesen ist da.

Da die überwiegende Mehrzahl der Geburten ohne ärztliche Hilfe verläuft, ist es für die Frauen wichtig zu wissen, daß die Hebamme das Kind nicht eher vom Mutterleibe trennen, abnabeln, darf, als bis die Nabelschnur einige Minuten lang zu pulsiren aufgehört hat. Die Nichtbeachtung dieser Regel brandt das Kind im günstigen Falle eines Theils des ihm sehr notwendigen mütterlichen Blutes, im ungünstigsten kann sie schwer zu bekämpfende Lebensschwäche oder gar frühzeitigen Tod des Neugeborenen zur Folge haben. Das Kind wird im warmen (28° R.) Wade gesäubert; die Augen sind mit besonderem abgekochtem Wasser zu waschen und vor dem Eindringen von Badewasser zu bewahren. Nachdem Mutter und Kind geruht haben, wird das Kind zum ersten Male an die Brust gelegt. Ihm vorher Fenchelthee und dergleichen einzusüßen, ist unnöthig.

Es ist eine bekannte, immer von Neuem zu betonende Wahrheit, daß die Milch der eigenen Mutter die beste Nahrung für das Kind ist und zugleich der sicherste Schutz vor der Gefahr schwerer Magen- und Darmlafarrhe, die einen großen Prozenttag (mehr als 6%) aller Säuglinge wegraffen.

Die Mutter soll daher, wenn es nur irgend angängig ist, selbst nähren. Reicht ihre Nahrung nicht aus, so ist selbst wenig Muttermilch und reichliche Be-nahrung doch immer besser als künstliche Ernährung allein. Während des Stillens muß die Frau um so peinlicher auf ihre eigene Ernährung achten, als jeder Fehler sich auch am Kinde rächen kann. Dabei ist es nicht nöthig, soviel Suppen und Breie zu genießen, als es häufig geschieht. Reine Milch, Milch- und Mehlsuppen, weiches, gebratenes Fleisch, weiche Eier, gut gekochtes, weiches Gemüse, wie Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Blumenkohl, zuweilen ge-ochtes Obst sind zweckmäßig und lassen reichliche Aowechselung und Kombination zu. Auch wohl ein wenig gutes, leichtes Bier ist erlaubt. Doch hat man nach einem jüngst veröffentlichten Gutachten des Vereins der Brauereien Berlins alle Ursache, den für solche Zwecke angepriesenen „Gesundheits-, Ammen- und Kraft-Bieren“ — und wie sonst ihre ermunthigenden Bezeichnungen lauten mögen — gründlich zu mißtrauen, da sie sich den Kennern oft als nicht nur einfach, sondern vielfach verwässertes und mit Saccharin beschädigtes Lagerbier entpuppt haben. Verboten sind der Stillenden alle schweren und fetten Fleisch- und Fischspeisen, Leinze, rohes Gemüse und Obst, Kohl und Kraut, alter und fetter Käse, süße Mischereien, Gewürze wie Meerrettig, Senf, Knoblauch, starker Kaffee und Thee, und endlich schwerere alkoholische Getränke, die ebenso wie Schlafmittel das an sich reizbare Nervensystem des Kindes schädigen können. Auch mit Abführmitteln ist Vorsicht geboten, da sie in den Organismus des Kindes übergehen können. Mäßige Arbeit und Bewegung im Freien sind durchaus zuträglich, unbeschadet sonstiger Schonung. Besonders der Mann soll während dieser Zeit in seiner Frau hauptsächlich die Mutter seines Kindes sehen und bedenken, daß die Mutterpflichten den Gattenpflichten vorgehen. Vor und nach jedem Anlegen muß die Brust, sowie der Mund des Kindes mit, wenn möglich abgekochtem und wieder abgekühltem, Wasser und mit einem jedes Mal sauberen Leinentüppchen gereinigt werden. Damit das Kind nicht zu häufig trünke, kann die Mutter den Finger etwas auf die Brust drücken; wird das Kind vor der Zeit müde zu saugen, so wird ihm die Brust einen Augenblick entzogen und dann wieder gereicht. Die einzelne Mahlzeit des Säuglings dauert 20 bis 30 Minuten. Die Brüste werden, wenn angängig, wechselweise gereicht. In den ersten Lebenstagen, bei schwachen Kindern längere Zeit, wird die Nahrung alle 2 bis 3 Stunden, auch in der Nacht, gereicht, dann aber soll das Kind an eine feste Mahlzeitenordnung gewöhnt werden, in seinem eigenen Interesse und in dem der Mutter, die auch ihre Ruhe haben muß. Jedenfalls braucht sie später das Kind nicht allemal, wenn es schreit, anzulegen; es schreit ja nicht nur, wenn es hungert, Schmerzen oder Unbehagen verspürt (etwa, weil es naß ist), sondern auch, um seine Lungen zu üben, also zu seinem Vergnügen. Ist am ersten Tage die Nahrung nicht oder in ungenügender Menge vorhanden, so thut man gut, das Kind einige Tage mit Kuhmilch zu ernähren; zuweilen findet sich die Milch der Mutter etwas später ein.

Ueber den letzten Erfsatz der Muttermilch, die einer Amme, will ich hier nicht ausführlich sprechen, schon weil die Auswahl der Amme lediglich eine Aufgabe des Arztes ist, und weil die wenigsten Leserinnen dieser Zeilen in der Lage sein dürften, sich eine Amme zu halten. Nur soviel sei bemerkt, daß Mütter, die nur aus Bequemlichkeit oder aus Furcht, an Schönheit einzubüßen, oder aus thörichter Rücksicht auf „gesellschaftliche Verpflichtungen“ ihre Ernährerinnenpflicht auf eine Amme abwälzen, durch den Aerger über und die Sorge um die Amme einigermaßen bestraft werden, zumal es selten bei einer Amme bleibt; denn die erste ist für das Kind nicht immer die beste.

Die einzige Ursache, ihr Kind nicht selbst zu stillen, sollte in mangelhaftem Gesundheitszustande der Mutter liegen, nicht in irgend welchen äußeren Verhältnissen. Gewisse allgemeine Krankheiten, wie Tuberkulose, Geistes- und Nervenkrankheiten, schwere Neurasthenie

— aber nicht die übliche Nervosität unserer Damen, die hauptsächlich auf Unfähigkeit, sich selbst zu beherrschen, beruht —, ferner hochgradige Blutmilch können das Stillen verbieten; ebenso mangelhafte Entwicklung der Brüste, zu geringe Nahrung oder solche, bei der das Kind durchaus nicht gedeiht, oder, in späterer Zeit, eine, übrigens nicht wünschenswerthe, neue Schwangerschaft. Auch immer wiederkehrende Verletzungen (Schrunden) der Brustwarzen können zuweilen nur heilen mit der Einstellung des Stillens.

Die Frage nach der besten künstlichen Ernährung der Säuglinge ist eine der praktisch wichtigsten der öffentlichen, sowie der privaten Gesundheitspflege, von besonderem Interesse aber für große Städte mit zahlreicher Arbeiterbevölkerung. Gelehrte und Geschäftsleute haben das schon seit Langem erkannt und bemühen sich eifrig und unaufhörlich, ein Milchpräparat herzustellen, das der Frauenmilch an Zusammensetzung und Verdaulichkeit möglichst gleich kommt, oder Kindermehle zu fabriciren, die genügenden Ersatz für die Muttermilch gewähren sollen. Von den Milchpräparaten haben einige Beifall in kleinen Kreisen gefunden, doch sind die mit ihnen erreichten Erfolge, aller Klatsch zum Trotz, durchaus nicht so befriedigend, daß man irgend eins von ihnen für alle Fälle als normale Nahrung empfehlen könnte. Die Kindermehle kommen, da der Magen des jungen Säuglings mehlig Substanzen überhaupt schlecht verdaut, für die Ernährung in den ersten drei Monaten garnicht und später nur als Beinahrung in Betracht. Immerhin können bei manchen Gesundheitsstörungen diese Präparate, deren Verordnung und Wahl der Arzt treffen sollte, gute Dienste leisten.

Der Frauenmilch am ähnlichsten ist die Stuten- und die Eselinnen-Milch, doch würde ihre Produktion dem Bedarf nicht genügen. Ziegenmilch, obgleich sie einen unangenehmen Geruch hat, eignet sich auch zur Säuglingsnahrung, zumal Ziegen nicht an Tuberkulose erkranken und deshalb eine gesunde Milch liefern.

Indessen die überall am leichtesten zu beschaffende und darum zur künstlichen Ernährung fast ausschließlich verwendete Milch bleibt die Kuhmilch, trotzdem sie in ihrer Zusammensetzung wesentlich und unvortheilhaft von der Frauenmilch abweicht. Abgesehen davon, daß der Abnehmer zumeist nicht wissen kann, ob die bezogene Milch von gesunden Thieren stammt, kann selbst die beste Milch auf dem weiten Wege vom Euter der Kuh bis zum Munde des Kindes Verunreinigungen und Verdünnungen erleiden. An sich ist die Kuhmilch reicher an Eiweißstoffen und Salzen, aber ärmer an Zucker und Fett als die Frauenmilch; das Casein der Kuhmilch, ihr wichtigster Eiweißstoff, ist zudem, weil er im Säuglingsmagen in großen Klumpen gerinnt, schwerer verdaulich als das Casein der Frauenmilch. Deshalb muß man die Kuhmilch, je nach dem Alter des Kindes, dessen Verdauungsorgane ja allmählig leistungsfähiger werden, verdünnen und ihr Zucker zusetzen. Ferner muß man, damit sie nicht sauer wird, und etwa in ihr vorhandene Krankheitskeime abgetödtet werden, sie durch Abkochen möglichst keimfrei machen. — Wenn man bei der ganzen Körperpflege kleiner Kinder das englische Sprichwort „Reinlichkeit kommt gleich nach Frömmigkeit“ dahin abzuändern versucht ist, daß der Reinlichkeit der Wohnung zugewiesen wird, so gilt dies ganz besonders für die künstliche Ernährung. Man kann die Mischung und das Abkochen der Milch, was sofort nach ihrer Entlieferung zu geschehen hat, in jedem vorher peinlich mit Sand und heißem Wasser (nicht etwa mit Bleichrot) gesäuberten irdenen oder emaillirten Topfe vornehmen und sie in dem mit einer Lage Watte bedeckten Topfe bis zum Gebrauche aufbewahren. Doch thut man entschieden besser, einen der ausschließlich für diese Zwecke konstruirten Apparate zu benutzen. Der bekannte, ganz vorzügliche Sorhlet-Apparat, dessen Gebrauchsanweisung genau studirt werden muß, dürfte mit seinem Preise von mindestens 10 Mark Manchem zu theuer sein. Als billigerer, aber ausreichender Ersatz wäre der Flügel'sche Milchfieder, der für 1,50 bis 2 Mark käuflich ist, zu empfehlen. Es ist dies ein irdener Topf mit einem Asbestboden,

der das Anbrennen verhindern soll. In dem oberen Theile des Topfes ist ein durchlochtes Deckel eingelegt, durch den die überkochende Milch zurückströmt. Ueber die Oefnung des den Topf verschließenden Blechdeckels wird ein Stück Gaze befestigt, die die ausströmenden Dämpfe abziehen läßt und zugleich die Milch vor dem Einfallen von Staub und in der Luft schwebenden Keimen bewahrt. Von der Forderung, die Milch bis zum absoluten Keimfreiheit, etwa $\frac{3}{4}$ Stunden, zu erhitzen, ist man abgekommen, weil sie dann infolge der ungünstigen Veränderung der Eiweißstoffe und des Salzgehaltes zur Entstehung einer schweren Ernährungsstörung, der Barlow'schen Krankheit, beitragen kann; es genügt, die Milch 12 bis 15 Minuten sieden zu lassen, um die gefährlichsten Keime zu tödten. (Schluß folgt.)



Licht und Farbe.

Von Karl Werner.

Was wäre das Leben ohne Licht und Farbe! Die gleichmäßige, graue Eintönigkeit bringt auch den Menschen in eine graue, mihmuthige Stimmung. Wenn der Himmel tage- oder gar wochenlang in gleichmäßigem, regenschwangerem Grau über uns hängt, so braucht der Regen garnicht zur Wirklichkeit zu werden, und doch verstimmt jedes Lachen, und melancholische Gedanken drängen sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf. Wenn dann aber die Sonne siegreich durch die Wolken bricht, und auch nur ein Zipfelchen blauen Himmels mit heiterem Sonnenschein sichtbar wird, so ist alle Traurigkeit wie weggeblasen und Heiterkeit und frischer Lebensmuth erfüllen uns von Neuem. In verstärktem Maße muß unsere Stimmung bei völliger Abwesenheit des Lichtes, in lange währende Nacht, leiden und das melancholische Gefühl kann sich dann wohl gar bis zur Unerträglichkeit steigern; Polarfahrer, die einen oder mehrere Winter im Eis zugebracht haben, während Monate hindurch kein Sonnenstrahl zu ihnen drang, bezeugen, daß die Hauptgefahr bei dem Ertragen einer solchen Polarnacht in dem moralischen Zusammenbruch, einer Folge der abwechselungslosen Dunkelheit, bestand.

Worin besteht denn nun das göttliche Licht, das uns erheitert und gestattet, das Leben mit Frohsinn und Heiterkeit zu genießen? Was ist es, das die Weltbeherrscherin und Weltbeglückerin, die Königin Sonne, zu uns hernieder schickt, um uns zu wärmen, um uns zu leuchten und die heiteren Farben unserer Umgebung uns sichtbar zu machen? Daß das Licht seinem Wesen nach eine Wellenbewegung sei, darf zwar als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, aber für die meisten ist dies doch nur ein Wort, mit dem sich ein klarer, deutlicher Begriff nicht verbindet.

Um das Licht in seinem Wesen zu verstehen, ist es wohl am besten, auf den uns vertrauteren Schall zurück zu gehen. Wo immer ein tönender Körper sich befindet, sei es die vom Schlägel getroffene Glocke oder die auf dem Klavier angeschlagene oder auf der Geige angestrichene Saite oder die in einer Pfeife eingeschlossene, durch Ausblasen zum Tönen gebrachte Luftmasse, immer werden wir bei dem tönenden Körper eine mehr oder minder deutliche hin und her schwingende Bewegung wahrnehmen können. Bei jedem Hin- und Hergang bekommt auch die angrenzende Luft einen Stoß, so daß die getroffenen Theilchen aus ihrer Lage weichen; während sie nun alsbald an ihren Ort zurückkehren, geht aber die Wirkung des Stoßes weiter an die nächsten Theilchen u. s. f. Die stets wiederholten Stöße, die der tönende oder vielmehr schwingende Körper der angrenzenden Luft ertheilt, werden so von dieser aufgenommen und weiter getragen, bis sie unser Ohr treffen und dort an die Nerven gelangen, in denen alsdann die Empfindung des Tones zu Stande kommt. Der Ton also ist lediglich unsere Empfindung; der äußere Vorgang, das, was außerhalb unserer Nerven sich abspielt, ist schwingende Be-

wegung, die uns durch die Luft übermitteln wird. Fehlt dieser Stoff oder dieses Medium, wie man sich ausdrückt, so kann die Schwingung sich nicht bis zu uns fortpflanzen und wir hören dann nichts. Setzt man z. B. eine tönende Klingel unter die Glocke einer Luftpumpe und pumpt die Luft aus, so wird der Ton in dem Maße schwächer, als man mit dem Pumpen fortfährt und erlischt schließlich ganz. Wir sehen dann den Schlägel dauernd gegen die metallene Glocke der Klingel schlagen, aber zu hören vermögen wir nichts; lassen wir dagegen wieder Luft in den leeren Raum einströmen, so beginnt der Ton sofort wieder hörbar zu werden und erreicht seine volle Stärke, wenn der Raum wieder ganz mit Luft gefüllt ist.

Ein bestimmtes Medium, im allgemeinen Luft, zuweilen auch Wasser — denn wir hören auch unter Wasser — ist also nöthig, um die Schallwellen aufzunehmen und bis zu unserem Ohr fortzupflanzen. Hiernach ist klar, daß der Schall eine gewisse Zeit braucht, um von seinem Ausgangspunkt eine gewisse Strecke zurückzulegen. Es verhält sich auch thatsächlich so; wir sehen z. B. den Blitz und vernehmen die durch ihn hervorgerufene Lufterschütterung, den Donner, erst einige Sekunden später; wir sehen das Aufblitzen einer Flinte oder einer Kanone, und den Knall des Schusses hören wir erst nach einiger Zeit. In jeder Sekunde durchläuft der Schall die gewaltige Strecke von 332 Metern.

Eine ähnliche Bewegung wie die des Schalles ist auch die des Lichtes; auch bei den leuchtenden Körpern müssen in den kleinsten Theilchen rasche Bewegungen oder Veränderungen vor sich gehen, die von einem umgebenden Medium aufgenommen und weiter getragen werden, bis sie in unser Auge fallen und, die Netzhaut treffend, die Lichtempfindung hervorrufen. Dieses Medium kann aber nicht die Luft sein, denn diese erstreckt sich nur etwa 10—12 Meilen weit über unsere Erde hinaus, das Licht aber kommt auch von der Sonne, aus einer Entfernung von 20 Millionen Meilen, zu uns, und findet selbst von den Sternen und Nebelsternen, deren Entfernung ungezählte Milliarden von Meilen beträgt, den Weg bis zur Erde. Auch durch luftleer gepumpte Räume geht das Licht, ebenso wie durch den leeren Weltraum, ohne Schwierigkeit hindurch; sein Träger muß also etwas Anderes sein, als die Luft. Man nimmt daher an, daß der ganze Raum, der sich in unermesslicher Ausdehnung nach allen Seiten erstreckt, von einem Stoffe erfüllt ist, der sich allerdings von allen uns sonst bekannten Stoffen sehr wesentlich unterscheidet und deshalb kaum mit diesem Namen bezeichnet werden kann. Er besitzt kein Gewicht und durchdringt alle Körper, durch die sich das Licht ungehindert fortpflanzt; man nennt ihn den Aether, wohl auch den Licht- oder Weltäther.

Wenn wirklich die Ausbreitung des Lichtes auf der Ausbreitung irgend einer Erschütterung im Aether beruht, so muß gerade so wie beim Schall, eine gewisse Zeit vergehen, bis das Licht sich von seinem Ausgangspunkt bis zu irgend einem anderen Punkte fortpflanzt hat. Das dies thatsächlich so ist, wurde zuerst in dem Jahre 1675 von dem dänischen Astronomen Olaf Römer erkannt. Der große Planet Jupiter wirft einen mächtigen Schatten hinter sich, in welchem der ihm zunächst stehende Mond beim jedesmaligen Umlaufe um den Planeten für einige Zeit verschwindet. Da er den Hauptkörper schon in $42\frac{1}{2}$ Stunden einmal umkreist, so ereignen sich die Verfinsterungen dieses Mondes ziemlich häufig und können von der Erde aus sehr bequem beobachtet werden. Sie geben ein sehr gutes Mittel ab, die Umlaufzeit dieses Mondes genau zu bestimmen: Wenn der Mond gerade jetzt in den Schatten des Planeten eintritt, so wird er nach einiger Zeit wieder hervortreten, um den Planeten herumgehen und nach Vollenbung seines Umlaufes von Neuem im Schatten verschwinden. Wie gesagt, dauert ein solcher Umlauf etwa $42\frac{1}{2}$ Stunden. Es zeigte sich nun, daß er nicht immer gleich lange währt. Nähert sich die Erde auf ihrer Bahn dem Jupiter, so braucht der erste Jupitermond fast eine halbe Minute oder volle 30 Sekunden weniger zu seinem Umlauf, als wenn die Erde sich auf ihrer Bahn von dem

Jupiter entfernt. Im letzteren Falle beträgt die Umlaufszeit 42 Stunden, 28 Minuten und 39 Sekunden, im ersteren nur 42 Stunden, 28 Minuten und

ungenauere Beobachtungen angestellt, und studirte die Erscheinung sorgfältiger; da erkannte man, daß in diesen Abweichungen eine ganz bestimmte Regelmäßig-

das Licht, das den neuen Eintritt des Mondes in den Schatten meldet, auf der Erde an, wenn sie sich auf den Jupiter zu bewegt, als wenn sie in



Die Waise. Nach dem Gemälde von Karl Krüchelhof.

9 Sekunden, und da, wo die Erde auf ihrer Kreisbahn sich mit dem Jupiter parallel bewegt, beträgt diese Umlaufszeit 42 Stunden, 28 Minuten und 24 Sekunden.

Als man zuerst auf diese Abweichungen aufmerksam wurde, glaubte man natürlich, man habe

keit herrscht, die mit den Stellungen der Erde auf ihrer jährlichen Bahn im Zusammenhang steht. Sehr bald kam nun Claf Römer auf den richtigen Gedanken, daß ja das Licht zum Durchmessen des Raumes Zeit gebrauche, wie jede andere Bewegung auch, z. B. der Schall. 15 Sekunden früher kommt

derselben Entfernung bleibt, und noch 15 Sekunden später, wenn sie sich von ihm entfernt. Wihin braucht das Licht gerade 15 Sekunden, um den Raum zu durchlaufen, den die Erde während einer Umdrehung des Jupitermondes sich ihm genähert oder von ihm entfernt hat. Nun weiß man, daß

die Erde in jeder Sekunde 4 Meilen auf ihrer Bahn fortschreitet, mithin kommt sie dem entgegensehenden Lichte während des Umlaufes des Mondes um den Jupiter, d. i. während 42 $\frac{1}{2}$ Stunden, um mehr als 600 000 Meilen entgegen, resp. läuft sie 600 000 Meilen weit vor ihm her. Dem Lichte werden dadurch 15 Sekunden gespart, resp. braucht es 15 Sekunden, um die Erde einzuholen; daraus folgt, daß es in jeder Sekunde den 15. Theil dieser 600 000 Meilen, das sind rund 40 000 Meilen zurücklegt.

Mit dieser unfassbaren Geschwindigkeit breitet das Licht sich also im Raume aus; so groß sie aber auch ist, so macht sie sich doch bei vielen Ereignissen geltend. Von der Sonne z. B. braucht das Licht volle 8 Minuten, um zu uns zu kommen; wir sehen also die Sonne gar nicht an dem Orte, wo sie augenblicklich steht, sondern wo sie vor 8 Minuten gestanden hat. Ja, es giebt Gestirne, deren Entfernung so groß ist, daß das Licht viele Jahre und selbst Hunderte und Millionen von Jahren braucht, um den Weg bis zu uns zurückzulegen; so wunderbar es klingt, so ist es doch launere Wahrheit, daß der Sternhimmel uns nicht den wirklichen Stand der Sterne am Himmel zeigt, sondern viele Sterne sehen wir dort, wo sie vor Jahren, die meisten, wo sie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden gestanden. Wenn, wie es zuweilen geschieht, ein Stern jäh aufleuchtet, um nach kurzer Zeit wieder zu erlöschen, so ist dies Zeichen von gewaltigen Gluthausbrüchen aus dem erkaltenden Innern, dieser Beweis, daß eine erkaltende Sonne im letzten Aufblühen noch einmal Licht und Wärme um sich verbreitet, eine Nachricht aus einer längst vergangenen Welt, die jetzt schon seit vielen Jahrtausenden im kalten Todesschlummer liegt.

Das lebenspendende Licht ist als eine Bewegung im Aether erkannt worden; aber was sind denn die fremdlichen Farben, die durch das Licht in unserer Umgebung hervorgezaubert werden? Das laftige Grün der Wälder und Wiesen, der bunte Glanz der Blumen und alle die tausend verschiedenen Schattirungen, die das Farbenpiel der Natur uns alltäglich zeigt, sie alle hängen doch auf's Innigste mit dem Licht zusammen, bei dessen Abwesenheit uns farblose Dunkelheit umgiebt. Was ist nun das Wesen dieser lieblichen Farben, die unser Leben schmücken und freundlich gestalten? Ist die Farbe eine wesentliche Eigenschaft eines Körpers, die ihm in gleicher Weise zukommt, wie etwa die Schwere? Doch wohl nicht, denn sein Gewicht ist, im Allgemeinen wenigstens, immer dasselbe, während die Farbe doch von mancherlei Neben Umständen abhängig erscheint. Wir haben schon erwähnt, daß sie bei Abwesenheit des Lichtes verschwindet, da dann Alles in dunkles Schwarz gehüllt ist. Aber auch sonst noch ist die Farbe von der Beleuchtung abhängig. Wenn man bunte Stoffe kaufen will, so muß man sie bekanntlich bei Tage ansuchen, denn in der abendlichen Gasbeleuchtung nehmen sie sich ganz anders aus, als am Tage, und mit Stammen, vielleicht auch mit Schrecken, hat Mancher bei Tage bemerkt, daß er sich am Abend vorher ganz andere Farben ausgesucht hat, als in seiner Absicht lag.

Solche Erfahrungen riefen schon früh die Erkenntniß wach, daß es sich mit den Farben doch anders verhalten müsse, als mit anderen Eigenschaften der Körper, z. B. mit dem Gewicht. Einen wirklichen Einblick in die wahre Natur der Farben konnte man aber erst gewinnen, als es gelang, das weiße Licht als etwas Zusammengesetztes zu erkennen und es in seine farbigen Bestandtheile aufzulösen. Heute ist es ja allgemein bekannt, daß weißes Licht, wenn es auf ein Prisma fällt, sowohl von seinem geraden Wege abgelenkt als auch bei dieser Ablenkung in eine Anzahl farbiger Bestandtheile zerlegt wird. Das Prisma entwirft von einem Spalte, aus dem weißes Licht dringt, nicht ein einfaches, helles Bild, sondern unendlich viele farbige Bilder neben einander, so daß ein breites Farbenband entsteht, in welchem roth dem Spalte am nächsten steht, dann orange, gelb, grün, blau und schließlich violett kommt. Dieses Farbenband oder Spektrum zeigt deutlich, daß das weiße Licht nichts Einfaches ist,

sondern die farbigen Lichtarten in sich enthält; noch klarer tritt dies hervor, wenn man die farbigen Lichtarten wieder vereinigt, was leicht mittelst einer Linse geschehen kann. Alsdann erhält man wieder ein einziges weißes Bild des Spaltes.

Ein sehr einfaches Experiment ist auch folgendes: Auf einer Scheibe färbt man die einzelnen Sektoren nacheinander mit den Spektralfarben in der richtigen Reihenfolge von roth bis violett, wie sie auch jeder Regenbogen zeigt. Befestigt man nun die Scheibe in rasche Drehung, so unterscheidet das Auge nicht mehr die einzelnen Theile, sondern verschmilzt die Eindrücke, die von denselben herrühren, zu einem Gesamteindruck. Es ist dies eine bekannte Eigenschaft des Auges, die Jeder schon erfahren hat. Führt man z. B. ein glühendes Streichholz rasch am Auge vorbei, so wird man nicht einzelne Lichtpunkte, sondern eine leuchtende Linie wahrnehmen. Jeder Eindruck haftet einige Zeit im Auge, so daß man den Punkt noch sieht, wenn er sich bereits vorüber bewegt hat, so daß seine ganze Bahn zu leuchten scheint. Auch bei der rotirenden Scheibe haftet der Eindruck des Roth im Auge noch, wenn schon das Gelb, Grün u. s. f. hinzukommt; das Auge verschmilzt daher diese Eindrücke miteinander und erblickt die Scheibe nicht farbig, sondern weiß. Die Farben treten dagegen sofort wieder hervor, wenn man in kurzen Zwischenräumen die einzelnen Theile der Scheibe abwechselnd sieht und verdunkelt, wenn man z. B. mit den ausgepreizten Fingern schnell vor dem Auge hin und her fährt, während die Scheibe rotirt.

Die Fortpflanzung des Lichtes soll auf einer wellenartigen schwingenden Bewegung im Aether beruhen, ähnlich wie die des Schalles auf der wellenartigen, schwingenden Bewegung der Luft. Ist nun das weiße Licht aus den einzelnen farbigen Lichtarten zusammengesetzt, so leuchtet ein, daß den verschiedenen Schwingungen des Aethers die einzelnen Farben entsprechen müssen. Beim Lichte entsprechen daher die Farbenunterschiede den Unterschieden in der Höhe und Tiefe der Töne, die ja ebenfalls durch verschiedene Schwingungen der Luft bedingt sind. Wir vernehmen durchaus nicht bei jeder Luftschwingung einen Ton; die Vibrationen, das sind die schwingenden Hin- und Hergänge der einzelnen Theilchen, müssen vielmehr eine bestimmte Anzahl erreichen, ehe sie für unser Ohr vernehmbar werden. Schwingen die Theile eines Körpers und die von ihm erschütterten Lufttheilchen langsam hin und her, so können wir nichts vernehmen; erst wenn die Zahl der Schwingungen in der Sekunde etwa 30 erreicht, hören wir einen tiefen Ton, und dieser wird um so höher, je größer die Anzahl der Vibrationen wird. Erreichen schließlich die Schwingungen die ungeheure Zahl von etwa 40 000 in der Sekunde, so hört unser Ohr auf, empfänglich dafür zu sein, und noch mehr Schwingungen vermögen wir als Töne nicht mehr wahrzunehmen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Auge und den Schwingungen des Aethers. Nicht alle Aetherschwingungen werden von uns wahrgenommen; die Zahl der Vibrationen muß vielmehr bis zu einer ganz unvorstellbaren Höhe ansteigen, ehe die Empfindung in uns entsteht; nicht weniger als 400 Billionen Schwingungen in der Sekunde müssen unser Auge treffen, damit sie als rothes Licht von uns empfunden werden. Steigt die Schwingungszahl, so treten die gelben und grünen Farben auf, und bei 800 Billionen Schwingungen in der Sekunde die äußersten violetten Farben. So besteht also, abgesehen von den größeren Zahlen beim Licht, eine vollkommene Analogie zwischen Farben und Tönen, indem die rothen Farben den tiefsten Tönen entsprechen, dann die gelben und grünen etwas höheren Tönen, und die blauen und violetten schließlich den höchsten Tönen. Aber ein sehr wesentlicher Unterschied besteht in den Organen, mit denen wir diese Wellen als Töne resp. als farbiges Licht empfinden. Dringen die verschiedenartigsten Luftwellen zu gleicher Zeit in das Ohr ein, so sind unsere Nerven trotzdem im Stande, die einzelnen Arten zu unterscheiden und die verschiedenen Töne gleichzeitig herauszuhören. Darauf beruht ja die Möglichkeit, die Musik in einem Konzert, wo viele Instrumente zusammen ertönen,

in ihrem harmonischen Zusammenklang zu genießen. Das Auge dagegen hat nicht die Fähigkeit, aus einer größeren Anzahl von Aetherwellen die einzelnen herauszusehen, vielmehr kann das Auge nur einen Gesamteindruck empfinden und verschmilzt daher die Farben zu einer Summe, und zwar zu Weiß, wenn alle möglichen Aetherwellen auf einmal die Netzhaut treffen.

Haben wir einmal klar und deutlich aufgefaßt, daß die Empfindung der verschiedenen Farben durch bestimmte Aetherwellen in uns hervorgerufen wird, so werden wir uns auch von den vielen merkwürdigen Erscheinungen bei farbigen Körpern Rechenschaft geben können. Wie eine Stimmgabel nicht auf jeden möglichen Ton anspricht, sondern nur auf einen ganz bestimmten, so spricht auch ein für Aetherwellen empfindlicher Körper nur auf ganz bestimmte Wellen oder Farben an. Ohne daß eine Stimmgabel angestrichen wird, erklingt sie, sobald der ihr eigenthümliche Ton in ihrer Nähe angegeben wird; die Luftwellen in ihrer Nähe erschüttern sie beständig, so daß sie selbst zu schwingen und zu tönen beginnt. Das geschieht aber nur bei denjenigen Wellen, die ihrer Natur angepaßt sind, in denen sie eben schwingen kann; sonst kann die schönste und lauteste Musik bei ihr ertönen, sie selbst wird still und stumm bleiben.

Ähnlich ist es mit einem farbigen Körper; für gewöhnlich, bei Tage, fällt weißes Licht auf ihn, d. h. alle möglichen Aetherwellen sind im auffallenden Lichte vorhanden. Er spricht aber nur auf ganz bestimmte, seiner Natur angemessene Wellen an, d. h. er sucht sich die ihm entsprechenden Farben im auffallenden Lichte aus, und diese giebt er dann wieder, in diesen erscheint oder leuchtet er als in seinen eigenen Farben. Daß sie ihm nicht immer zukommen, so wenig als eine Stimmgabel immer tönt, erkennt man sofort, wenn anderes als weißes Licht auf ihn fällt. Es kann noch so hell sein, ist die Farbe, auf welche der Körper anspricht, nicht vorhanden, so kann er auch nicht farbig erscheinen, sondern muß farblos und dunkel aussehen. Von dieser Thatsache kann sich Jeder sehr leicht selbst überzeugen. Berreicht man auf dem Docht einer Spirituslampe etwas Kochsalz oder noch besser etwas kohlen saures Natron, das man übrigens auch direkt in die Flamme halten kann, so wird die farblose Spirituslampe hellgelb. Von dieser einfarbigen gelben Flamme beleuchtet, verschwinden alle Farbenunterschiede, die bei Tageslicht unser Entzücken hervorrufen. Ein hellrothes Tuch zum Beispiel und ein dunkelblauer Vorhang, von denen der eine eben auf hellroth, der andere auf dunkelblau anspricht und aus dem weißen Tageslicht herausfucht, werden in dieser gelben Flamme gleichmäßig dunkel, fast schwarz erscheinen. Die Flamme enthält die Schwingungen gar nicht, welche diese Körper aufnehmen und wiedergeben können, und somit bleiben sie farblos, d. h. schwarz. Dieser leicht anzustellende Versuch sollte von Jedem gemacht werden; indem mit einem Schlage die Farbenunterschiede verschwinden und ein gleichmäßig fahles Licht sich über alle Körper legt, das von den einen etwas stärker, von den anderen etwas schwächer zurückgestrahlt wird, erkennt man deutlicher, als durch lange Erklärungen, daß die Farben in erster Linie von der Beleuchtung abhängen. In Wirklichkeit gehen Aetherschwingungen vor sich, und so wenig die Luftwellen an sich einen Ton bedeuten, so wenig können die Aetherwellen als farbig bezeichnet werden. In unseren Nerven bringen sie erst diese Empfindungen hervor, und ohne diese empfindenden Organe gäbe es weder Töne noch Farben. Um die Schönheit der Welt zu genießen, müssen wir eben im Besitze der gesunden, normalen Empfindungsnerven sein. Je feiner unser Nervensystem ausgebildet ist, in je zahlreichere Gruppen und Untergruppen die einzelnen Nervenstämmen zerfallen, um so reichhaltiger und vollkommener wird auch die Welt, in der wir leben, um so schöner und edler kann unser Leben selbst werden. Freilich werden bei dem gegenwärtigen, abgehegten Leben unsere Nerven vor der Zeit stumpf und unfähig zum Empfinden. Eine bessere Zukunft wird auch hierin Wandel schaffen und unser Leben auch in dieser Beziehung schöner und lebenswerther gestalten. —

Der Bruder des einzigen Sohnes.

(Fortsetzung.)

Von Nemirov-Dauschenko. Aus dem Russischen von Th. Wolffohn.

Das war nicht mehr der naive und schüchternen Jüngling. Jetzt ließ er sich die Haare lang wachsen und trug eine goldene Brille. Die Zunge arbeitete bei ihm wie eine elektrische Glocke, deren Knopf immerzu gedrückt wird. Eines Tages suchte er mich auf. Wir arbeiteten gerade, als er plötzlich wie ein Sturmwind hereinkam und mich zu umarmen begann. Kaum hatte ich mich von seinen Umarmungen erholt, da war er auch schon zu jedem meiner Kameraden hingegangen, hatte Jedem die Hand gedrückt, wobei er die Worte immer wiederholte: „Erlauben Sie mir, daß ich einem ehrlichen Arbeiter die Hand drücke!“

Endlich hielt er inne, trommelte mit den Fingern auf eine ihm nahegehende Kommode; dabei sprach er so viel, daß die Arbeiter anfangs schüchtern wurden, aber bald zu lächeln anfangen. Kaum hatte er seine Rede beendet, als die anwesende Emilie entzückt ausrief, wobei sie die Hände faltete:

„Herr Obidin, Sie sind ja ein Edelmann, wie kann man Sie mit Paul vergleichen! . . . Paul,“ wandte sie sich zu mir, „Sie können wohl gut lesen, aber sonst sind Sie ein Bauer. Sie aber, Herr Obidin, wären bei uns in Deutschland ein Herr Baron.“

Meinem Bruder, der so sehr für die Gleichheit der Menschen schwärmte, gefiel dieser Ausdruck sehr gut. Er fuhr sich durch die Haare, sah in den Spiegel und äußerte selbstgefällig: „O, Alle finden, daß ich ein aristokratisches Aussehen habe.“ Dabei küßte er ihr die Hand, womit er ihr Herz vollständig gewann und sie in ihrer Meinung bestärkte.

Von nun an wählte Emilie, die früher nur mit mir verkehrt hatte, meinen Bruder. Sie ging nur mit meinem Bruder, glücklich und stolz vor Freude. Mir aber begegnete sie auf Alles, was ich ihr sagte, mit Unwillen. Meiner Frage, was mit ihr vorgehe, wies sie aus und weinte. Mit Thränen in den Augen sagte sie mir: „Lassen Sie mich in Ruh; Sie sind ein ungebildeter, grober Mensch.“

Obgleich ich kein Unglück erwartete, geschah es doch. Mein Bruder mußte wieder nach der Hauptstadt reisen, um die Universität weiter zu besuchen. Vor der Abreise quälte er mich damit, daß er mir etwas sagen wollte, was er sich nicht auszusprechen getraue. Endlich, nach langem Zaudern, entschloß er sich dazu, doch ich konnte ihn nicht verstehen, auch hier sagte er lauter schöne Worte. „Du wirst mich ja nicht verfluchen,“ schloß er tragisch.

Nun dachte ich mir, er hätte es selbst bemerkt, wie sich Emilie's Verhältnis zu mir geändert. Ich antwortete daher: „Warum soll ich Dich denn verfluchen? Du wirst abreisen, sie wird Dich vergessen, und dann wird Alles beim Alten bleiben.“ „Denkst Du?“ fragte er mit räthselhaftem Ausdruck.

Darauf fing er an zu deklamieren: „Wir sind Brüder! Es ist eine Schande, daß wir wegen gesellschaftlicher Vorurtheile getrennt leben müssen. Wir wollen zeigen, daß die soziale Ungleichheit kein Hinderniß für unsere Seelen ist. Wir wollen also zusammenhalten und unsere Fahnen hochtragen!“ Was das für eine Fahne war, erklärte er nicht, „es sei ein Geheimniß.“ Jedoch seine Schwärmereien hatten etwas Betäubendes an sich. Sogar meine Mutter, die sich noch immer meiner schämte und nichts von mir wissen wollte, überzeugte er, daß sie stolz auf mich sein müsse.

„Erlauben Sie, Mama, Sie sind ja eine Heldin. Sie hatten Liebesgewonnen und entsagten Ihrer Liebe vollständig. Sie gingen noch weiter, Sie wurden Mutter, o heiliger Name! Sie schauten auf nichts.“ Dieses hatte er ihr so lange vorgeredet, bis sie mich endlich besuchte. Mir, einem erwachsenen Manne, brachte sie die Märchen von 1001 Nacht, ein von ihr selbst gesticktes Handtuch und ein Kästchen Schokolade!

Mein Bruder nahm sich nun gründlich meiner an. Erstens fand er es für nöthig, mich, der selbstverständlich weniger gelernt, aber viel mehr gelesen

und erfahren hatte, zu entwickeln. Zweitens wollte er mir zu meinem Glücke verhelfen. Ohne ihn konnte ich ja unmöglich glücklich, ja überhaupt nichts werden.

Friedrich theilte ihm seine Absichten, die er mit mir hatte, mit. Ganz erregt kam er in die Werkstatt, sprach etwas von hohem Gefühl der Liebe, von der Harmonie der Seelen und kam noch denselben Abend zu uns, ganz in Gala, und brachte ein Bouquet für Emilie mit. Den ganzen Abend sprach er nur zu ihr, erzählte ihr so viel und von so Hohem, daß sie ihn am Schlusse des Abends vergötterte. Sie sah mit andächtig gefalteten Händen und offenem Munde da. Als er fortgegangen war, athmete sie auf und sagte entzückt zu mir: Er ist ein wahrer Muschkatler! Was ist er? Ich hatte sie im ersten Augenblicke nicht verstanden. Später erst erwieß es sich, daß sie „Die drei Muskatiere“ von Dumas gelesen hatte und in einem von ihnen Aehnlichkeit mit dem rothigen Cherubim gefunden hatte. Als ich schon meinen Bruder zu verstehen anfing, ließ ich es mir angelegen sein, sie gegen ihn einzunehmen. Emilie wurde erzürnt, und böse, wie sie war, sagte sie mir viel Unangenehmes. „Sie sind undankbar und neidisch.“ Auf meine Frage: „Wofür soll ich denn dankbar sein?“ antwortete sie: „Daß er sich Ihrer nicht schämt. Neidisch sind Sie, daß Sie sich nicht so schön kleiden können, wie er.“ Bei den letzten Worten fing sie zu weinen an und ging in ihr Zimmer. Von nun an besuchte mich mein Bruder sehr oft. Einst umarmte er mich bei seinem Kommen, drückte mich an sein Herz und rief aus: „Der Mensch ist unverantwortlich für seine Handlungen, das ist die letzte Theorie der Gelehrten. Der Mensch ist die Summe, und die Zahlen sind die Umgebung, das Leben, Einfluß, Aehnlichkeit der Charaktere und endlich die geheimnißvolle Harmonie der Seelen.“

Hol's der Kuckuk! dachte ich bei seinen Worten, von denen ich nichts verstand. —

Am Abend desselben Tages ging Emilie fort, ohne zu sagen, wohin und kam, einer Ohnmacht nahe, zurück. Dies hatte man mir später erzählt. Beim Abendbrot bemerkte ich, daß es jetzt hoffentlich wieder so wie früher werden würde.

Emilie fing an zu weinen und sagte, gewiß die Worte meines Bruders wiederholend: „Ich bin nicht zur Frau eines Handwerkers geboren.“

„Wozu denn?“ schrie mein Meister auf. Der ehrliche Alte schätzte das Handwerk hoch.

„Was ist Ihnen denn, Emilie?“ fragte ich. „Ach, lassen Sie mich in Ruh, Sie frecher Mensch!“

„Wieso bin ich denn frech? Freilich, ich bin nicht so wie mein Bruder, doch ich will auch nicht so sein.“

Sie erhob entriestet ihren Kopf. „Ihr Bruder wäscht sich sogar die Hände mit Eau de Cologne, ja, seine Wäsche riecht nach Parfüm.“ Ich lächelte nur dazu und ging fort.

Am nächsten Morgen erwachte ich durch das Geschrei meines tobenden Meisters.

Emilie war nicht mehr da. Sie war mit meinem Bruder entflohen. Nach zwei Tagen bestätigte er es selbst schriftlich, indem er mir mittheilte, daß Emilie dazu geboren wäre, ihn zu Heldenthaten zu begeistern; daß sie in unserer Werkstatt wie eine Blume dahinwelken würde, die das Licht der Sonne entbehrt. Er fühle sich verpflichtet, die Muse vom Schmutze des alltäglichen Lebens, in welchem er sie fand, zu befreien. Auch wäre er einverstanden, ungeachtet der verschiedenen Gesellschaftsstufen und der Blutsverwandtschaft, mir Gemüthung zu geben. Ich sollte mich nur an ihn wenden.

Ich hielt es für ein Unrecht, meinem Meister dieses Schreiben zu verbergen und zeigte es ihm.

Er zerriß es. „Sprechen Sie nicht von ihr, erwähnen Sie Emilie nie! Ich habe keine Tochter mehr.“

Das Loos Emilie's war schrecklich. Nach zwei

Jahren war ich in Petersburg und dort traf ich sie; die „Muse meines Bruders,“ die ihn zu Heldenthaten begeistern sollte, war zur tiefsten Stufe moralischen Elendes herabgesunken. Als Säuerin, ehelos am Trottoir liegend, sah ich sie wieder. Ich wollte sie retten, weinte und bat sie, mit mir nach Hause zu fahren, indem ich ihr sagte, daß sie ja noch ein ganzes Leben vor sich habe, daß ich sie liebe und auch bereit wäre, sie zu heirathen . . .

Aber Alles war umsonst, ich quälte mich nur selbst. Morgens warf sie sich zu meinen Füßen und bat mich, sie nach Hause zu bringen. Abends forderte sie voll Wuth Branntwein und schrie: „Ihr seid alle Schurken, mach', daß Du fortkommst.“ Dann warf sie sich gegen das Fenster, zertrümmerte die Scheiben, und rief um Hilfe. Wenn sich alsdann die Nachbarn vor unserer Wohnung sammelten, klagte sie ihnen die Noth, daß ich sie mit Gewalt bei mir halte.

Sollte ich meinen Bruder auch jetzt noch lieben?

Bald darauf starb meine Mutter. Sie ließ mich an ihr Sterbebett rufen. Ich dachte, sie würde mich um Verzeihung bitten, und war bereit, ihr Alles zu verzeihen, da ich nicht wollte, daß sie das Bewußtsein des Unrechtes, das sie mir zugefügt hatte, mit in's Grab nehme. Aber sie bedurfte meiner Verzeihung nicht. Schon zeichnete der Tod seine Hand auf ihre Stirn. Sie lag auf ihrem Lager, bleich, nach Athem ringend, und fand noch immer so viel Kraft, um mir zu sagen, daß ich immer ein undankbarer Schurke gewesen wäre, daß ich meinen Bruder in's Verderben stürzen wollte, indem ich ihn mit einem tiefgesunkenen Frauenzimmer zusammengebracht hätte. Daß nur ihre mütterlichen Gebete, die Gott erhört, ihn vor dem Verderben gerettet. Ich sollte ihr versprechen, ihm nicht zu schaden und ihm sein Leben nicht zu verbittern. „Wenn Du das thust,“ schloß sie drohend, „werde ich aus dem Grabe aufstehen und Rechenschaft von Dir fordern.“

Beilagenswerthe Frau! Schweigend hörte ich sie an und ging fort.

Mein Bruder kam bald darauf in unsere Stadt, um sich in städtische Dienste zu stellen. Aber, Gott sei Dank, er fand es unnöthig, mich aufzusuchen. Fast hatte ich ihn gänzlich vergessen.

Bald nach dem Tode meiner Mutter starb auch mein Meister und hinterließ mir seine Werkstatt. Ich vergrößerte sie, und sie fing an, mir ziemlich viel einzubringen. Mir gingen viel Bestellungen zu, so daß ich kaum Alles erledigen konnte. Dem Schicksal war es schon überdrüssig geworden, mich unablässig zu verfolgen. In der Lotterie gewann ich sogar einige hundert Rubel. In Gedanken malte ich es mir schon aus, nach Petersburg zu fahren und um jeden Preis dort Emilie ansündig zu machen, wenn sie auch noch so tief gesunken wäre, um sie womöglich mit Gewalt nach Hause zu bringen und zu heirathen. War ich doch fest überzeugt, daß sie sich erholen, eine ehrliche Frau und gute Wirthin für die Werkstatt werden würde. Das war es auch, was meinem Himmel fehlte. Ein anspruchsloses Glück, das man Niemandem zu verdanken hat. Dieses Glück lag mir ja so nahe, als plötzlich eines Abends mein Vater in meine Werkstatt trat.

Ganz verlegen schaute ich zu ihm hin, denn ich hätte nie gedacht, daß er je die Schwelle meines Hauses betreten würde. Er war sehr aufgeregt und sah überhaupt stark verändert aus. Sein Bart war ganz grau geworden, und er fing an, sich die Haare zu färben. Augenblicklich schien er es verstanden zu haben; daher sahen sie ganz dunkelbraun aus. Die Augen waren un verändert. Er begann: „Ich kam zu Dir . . .“ er versuchte zu lächeln, „wir sind ja doch verwandt . . . Führe mich in Dein Zimmer.“

Ich ging mit ihm hinein. Ohne weitere Umschweife begann er, mir die Ursache seines Kommens auseinanderzusetzen.

„Bei Dir ist es hier garnicht übel. Die vielen

Bücher! . . . Wenn man Dich hätte tüchtig lernen lassen, so würdest Du . . . Na, davon später. Hör' mal, hast Du Geld?" — „Ja!“

Sein Gesicht wurde roth vor Freude. „Du hältst Deiner häßlichen Gewohnheit gemäß das Geld in der Bank für drei Prozent. Ich will Dir sechs, sogar wegen unserer verwandtschaftlichen Beziehungen acht Prozent dafür geben.“

„Ich kann Euch das Geld nicht geben.“

„Warum? Weshalb kannst Du es nicht hergeben? Das ist ja eine Frechheit, lieber Freund.“

„Ich kann und werde es auch nicht hergeben.“

„Aber ich habe Dich doch erzogen, Dich ernährt,

ich stillte Deinen Durst und Hunger. Hast Du undankbarer denn schon Alles vergessen?“

Er nannte mich undankbar! Doch ich kannte ihn ja sehr gut und wunderte mich nicht mehr.

„Schicken Sie mir eine Rechnung darüber, wie viel Sie für mich ausgegeben haben, und hauptsächlich darüber, was meine Erziehung gekostet hat, und ich werde sofort zahlen.“

Aber jetzt standen Thränen in seinen Augen. Der stolze Mann fasste meine Hände und ließ sich vor mir auf die Kniee nieder. Ich schämte mich und empfand auch etwas, was mein Mitleid beruhigte. So lautete ich den Worten meines Vaters.

„Nette uns, nur Du allein kannst uns retten. Mein Sohn hat Kronengelder verspielt. Zehntausend Rubel. Wir werden es Dir wieder geben. Sonst bleibt ihm ja nur übrig, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Hättest Du nur ein Kind gehabt, so würdest Du mich verstehen und mitempfinden, was es für ein Vaterherz bedeutet, den einzigen Sohn zu verlieren.“

Der unverbesserliche Egoist fühlte nicht, daß er in diesem verhängnißvollen Augenblicke, wo er ganz von meiner Gutmüthigkeit abhing, mich tief beleidigte. Den Einzigen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Neue Zeit.

Es zieht die neue Zeit
An meinem Blick vorüber,
Die Seele schweift hinüber,
Ein Traumland dehnt sich weit.

Dort wandeln Hand in Hand
Der Arbeit freie Söhne,
Der Frauen Reiz und Schöne
Hält meinen Blick gebannt.

Und rings in Stadt und Flur
Ein friedliches Gemühen,
Verschwenderisch sich ergießen
Die Schätze der Natur.

Die Liebe wird zum Meer
Und flutet allerwegen,
Ein wundersamer Segen
Schwebt leuchtend drüber her. —

So schau die Erde ich
Im Zeichen der Vollendung,
O Geist der neuen Sendung
Komm und erfülle dich!

Schelm von Bremen.

Die Waise. Ein paar kurze Sätze nur enthielt der Brief, den der Vate soeben gebracht. Er kam aus der fernen Stadt und war von unbekannter Hand geschrieben. Darin war der alten Frau mitgeteilt, ihre Tochter und deren Mann wären beide kurz hintereinander gestorben; woran, war gar nicht gesagt, es war auch ohnedies verständlich. Hier auf dem Dorfe hatten sie ihren Unterhalt nicht finden können, obwohl sie sich von früh bis spät geplagt hatten. Nur hatten sie geglaubt, sie würden draußen weiter kommen — und dies war das Ende! Die alte Mutter ist wie versteinert. Gebengt sitzt sie auf ihrem alten Holzstuhl, schwer stützt sich die Rechte auf den Stod. Der Ausdruck ihres Gesichtes zeigt, wie schwer der Schlag sie getroffen: der Blick ist hart in die Ferne gerichtet, der Mund verzicht sich, noch einen Augenblick, dann wird es die Wangen herabrollen, erst langsam, dann schneller, bis eine Zähre die andere schlägt. Und nicht nur der Schmerz um die Verstorbenen, auch die Sorge um das Mädchen vor ihr drückt ihr das Herz. Noch weiß das kleine Ding freilich nicht recht, was dieses Unglück für sie bedeutet. Nur da die Großmutter so still geworden ist und auf ihr Geplauder nicht eingeht wie sonst, bemächtigt sich ihrer ein dumpfes Gefühl, und eine Bangigkeit steigt in ihr auf; sie schmiegt sich eng an die Großmutter, die den Arm um sie legt, wie um sie zu schützen. Sie fröstelt, und in ihren dunklen, weit offenen Augen, in dem Zug um den Mund malt sich eine unbestimmte Furcht.

Die Publizistik im 17. Jahrhundert. Politische Zeitschriften, so führt Meng in seiner Broschüre über dieses Thema aus, sind erst eine Erfindung der allerletzten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts, Zeitungen dagegen, d. h. periodisch erscheinende Nachrichtenblätter, entstanden schon am Anfange des Jahrhunderts; die erste, die wir kennen, stammt aus dem Jahre 1609. Allerdings muß man schon sehr zwischen den Zeilen lesen, um in ihnen eine politische Anschauung zu entdecken; denn die damaligen Zeitungen bestanden nur aus dem, was man jetzt als Tagesbegebenheiten und telegraphische Depeschen zu bezeichnen pflegt, aus trockenen, meist ganz objektiv gehaltenen Mittheilungen über Thatsachen. Nicht ohne Interesse ist es, zu beobachten, was in diesen Zeitungen nun eigentlich berichtet wird.

Die Nachrichten aus dem Auslande, vor Allem aus Rom, Venedig, Antwerpen und dem Haag, nahmen in den Zeitungen den Hauptraum ein, außerdem spielten die Ereignisse in den österrreichischen Erblanden zeitweilig eine große Rolle. Es ist erstaunlich, wie gut man etwa in den Jahren 1619 und 1620 in Berlin über die Vorgänge in Böhmen und Mähren unterrichtet war. Die Berliner Zeitungen müssen sehr gute Berichterstatter in der unmittelbaren Umgebung der böhmischen Macht haben gehabt. Vielleicht haben diese auch selbst dafür gesorgt, daß das protestantische Deutschland über ihre Erfolge unterrichtet wurde. Dem früh schon verstanden es die Regierungen und Parteien, die Zeitungen ihren Zwecken dienlich zu machen, durch Nachrichten, die sie ihnen zukommen ließen, auf die öffentliche Meinung zu wirken. So sandten Wallenstein's Offiziere während seiner Feldzüge in Norddeutschland genaue Berichte über seine Erfolge an die Münchener Zeitungen, ein Bericht Till's an Maximilian über die Einnahme von Magdeburg wurde in einer Münchener Zeitung abgedruckt, und so lange die Schweden Frankfurt a. M. besaßen, mußte die dortige Zeitung in ihrem Interesse schreiben. Eine eigene Meinung bei den Zeitungen zu entdecken, ist nur selten möglich. Mühten sie doch stets vor der Zensur, vor dem Verlust ihres Privilegiums zittern. Immerhin kann man an gewissen zarten Färbungen erkennen, ob eine Zeitung katholisch oder protestantisch ist. Leidenschaftlich nimmt der Münchener Merkur 1631 gegen den König von Schweden Partei, und 1628 beklagte sich die Wiener Regierung sogar bei dem brandenburgischen Minister Schwarzenberg darüber, daß die Berliner Zeitungen so antikaiserlich seien, stets von der kaiserlichen Armee nur Niederlagen, von ihren Gegnern nur Siege berichteten. Auch zur Zeit der Raubkriege Ludwigs XIV. läßt sich in den Zeitungsnachrichten eine gewisse anti-französische Stimmung nicht verkennen. So mögen denn auch die Zeitungen hier und da die Stimmung im Volke beeinflusst haben. An Lesern hat es ihnen nie gefehlt. Schon aus dem Anfange des Jahrhunderts wird uns berichtet, daß selbst Krämer, Handwerker, ja öfters der Bauer auf dem Dorfe „aus Vorwig“ die neuen Zeitungen aufkauft und liest, während er doch nur den zehnten Theil davon versteht. Bei ihrem geringen Umfange (sie umfaßten meist nur zwei Quartblätter) waren die Zeitungen nicht im Stande, ausführlich über wichtige Ereignisse, über Schlachten und Friedensschlüsse, über Hochzeitsfeierlichkeiten und Leichenbegängnisse hoher Herren zu berichten.

In solchen Fällen traten die Relationen an ihre Stelle. Sie sind älter als die Zeitungen, so alt wie die Buchdruckerkunst. Auch sie sind meist ganz trocken und charakterlos, verrathen oft auch bei den allerwichtigsten Ereignissen keine Spur von Theilnahme. Oft lassen sie sich daher mit großem Nutzen als unparteiische Zeugnisse über die Begebenheiten verwerthen. Aber man muß doch auch bei ihrer Benutzung sehr vorsichtig vorgehen, denn auch sie sind vielfach offiziellen Ursprungs. So hat man z. B. festgestellt, daß die Relationen über den Krieg Deutschlands gegen Frankreich in den Jahren 1674 und 1675 größtentheils aus dem Hauptquartiere selbst stammten und bestimmt waren, die öffentliche Meinung zu Gunsten der Heeresleitung zu beeinflussen, vielfach im kaiserlichen Sinne und zu Ungunsten der Brandenburger. Aber auch der große Kurfürst verstand es in anderen Fällen, in solcher Weise Geschichte zu machen. Er selbst verfaßte einen Bericht über den Rückzug von Colmar nach Straßburg im Jahre 1674, und für das Theatrum Europaeum mußte einer seiner Militärs eine Schilderung der Schlacht bei Warschau entwerfen, damit das Verdienst der brandenburgischen Truppen in's rechte Licht gesetzt werde. Denn mochten die Herrscher jener Zeit noch so selbstherrlich regieren, so waren sie doch gegenüber der öffentlichen Meinung nichts weniger als gleichgültig. Nie hat man sich wohl so sehr wie im sechzehnten Jahrhundert bemüht, jeden Schritt, auch den schreiendsten Rechtsbruch, als rechtlich wohlbegründet zu erweisen.

An die Staatschriften schließen sich die eigentlichen Flugchriften an. Man hat ihnen in letzter Zeit viel-

fach seine Aufmerksamkeit zugewandt, dabei aber zuweilen nicht genügend berücksichtigt, daß auch ein großer Theil dieser Schriften offiziellen Ursprungs ist. Ihr Zweck ist, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, aber sie sind nicht selbst die öffentliche Meinung. Vor Allem die Diplomaten sind, zuweilen sogar im Gegensatz gegen ihre eigene Regierung, in dieser Weise thätig. Dit ist die Tendenz dieser Schriften sehr verborgen; mit großer Geschicklichkeit sucht man jede Spur ihres Ursprungs zu verwischen; wenn man aber irgend welche Schlüsse aus irgend einer dieser Flugchriften ziehen will, muß man stets erst so genau wie möglich ihre Herkunft feststellen.

Nicht unbedeutend ist endlich die Zahl der Schriften, die in der That unabhängig sind, ein wirklicher Ausdruck der im Volke, unter den Gebildeten des Volkes, verbreiteten Meinungen. Wohl sind es auch dann nur die Stimmen Einzelner, die wir hören, aber wo sie sich in gemeinsamen Anschauungen vereinigen, kann man sie doch wohl als Ausdruck der öffentlichen Meinung bezeichnen. Schon der Invektivstreit war von einer Flugchriftenliteratur begleitet, aber zu rechter Entwicklung konnte sie doch erst kommen, nachdem die Erfindung der Buchdruckerkunst ihre schnelle und weite Verbreitung ermöglicht hatte. Seitdem rief jedes wichtige Ereigniß der deutschen Geschichte eine Fluth solcher fliegenden Blätter und Broschüren hervor. Ihre Zahl zu bestimmen, ist unmöglich, weiß man doch bis jetzt nicht einmal, was erhalten ist, und viel ist offenbar verloren. Die Staatsbibliothek zu München besitzt etwa 2000 Flugchriften aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, für das Jahr 1689 allein 150 Stück. Die Verbreitung der Flugchriften kann nicht gering gewesen sein, liegen uns doch sehr viele in mehreren Auflagen vor, Uebersetzungen und Nachdrucke wurden lohnend gefunden. Und wenn wir hören, daß der Severinus de Mongambano, eine doch immerhin gelehrte, vor allem eine lateinische Schrift, in Deutschland allein in 300 000 Exemplaren abgedruckt wurde (eine horrende Zahl, selbst wenn wir eine Null streichen), so können wir uns einen Begriff davon machen, wie zahlreiche Leser damals ein publizistischer Schriftsteller fand. Die Größe der Flugchriften ist sehr verschieden, von einzelnen Flugblättern geht es durch alle Stufen bis zum Hunderte von Seiten umfassenden Werke. Was die Sprache betrifft, so streiten sich die lateinische und deutsche noch um die Vorherrschaft, daneben finden sich französische, holländische und italienische Flugchriften. Die fremdsprachigen wurden, wenn sie einigermaßen von Bedeutung waren, meist bald in's Deutsche überetzt; manche erschienen auch von vornherein in mehreren Sprachen gleichzeitig. Die Titel sind nach der Art der Zeit meist sehr langathmig, enthalten zugleich die Inhaltsangabe, dienen wohl auch zur Reklame. Fast allen fehlt der Name des Verfassers, die Anonymität war ein beinahe unentbehrliches Erforderniß eines publizistischen Werkes jener Zeit; nur so entging man der Zensur. Die gefährlichsten Sachen wurden im Auslande, in Holland gedruckt, doch gab man auch dann den Druckort oft nicht genau an. Köln ist einer der Hauptverlagsorte dieser Schriften, ferner Straßburg und überhaupt die Reichsstädte, weil dort die Zensur weniger streng war. Der Inhalt der Flugchriften ist sehr mannigfaltig. Jedes wichtigere politische Ereigniß des Jahrhunderts wird auf's Gründlichste in dieser Literatur erörtert. Auch kirchliche Angelegenheiten sind selbst am Ende des Jahrhunderts noch im Stande, die Gemüther zu erhitzen. Hier und da werden auch soziale Fragen behandelt. Die Mißwirtschaft der Ripper- und Wipperzeit rief eine ganze Literatur hervor, und nach dem westfälischen Frieden entspann sich eine eifrige Debatte darüber, wie man am besten die während des Krieges aufgelaufenen Schulden aus der Welt schaffen könne.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.